

Das erste Auftreten der Jesuiten in Florenz.

Von

Eduard Fueter.

Die Historiker der alten Zeit, die sich mit der Geschichte der Jesuiten befaßten, haben mit Vorliebe die Partien der Ordenshistorie behandelt, in denen die Mannschaft der „Jesuskompagnie“ im eigentlichen Kampfe mit dem Gegner auf den Plan tritt. In der Zeit, die einem Geschichtswerke nachrühmen konnte, es sei so spannend wie ein Roman, zogen die Abschnitte der Vergangenheit das Hauptinteresse auf sich, die sich dramatisch verwerten ließen, bei denen die lösende Peripetie erst nach vier Akten heftiger Konflikte eintrat. Die wissenschaftliche Betrachtungsweise unserer Tage denkt anders. Sie will die menschlichen Gruppen und Verbände, die sie zu analysieren hat, nicht nur unter vielleicht anormalen und exzeptionellen Verhältnissen arbeiten sehen, ist es doch zur vollen Kenntnis eines Organismus vor allem notwendig, daß wir wissen, wie er im friedlichen Zustande funktioniert. Dies trifft auch auf die Geschichte der Jesuiten zu. Gewiß ist die historische Bedeutung des Jesuitenordens, wenn nicht ganz und gar, so doch in der Hauptsache da zu suchen, wo er sich seiner eigentlichen Aufgabe widmen konnte, wo es sich darum handelte, ganz oder fast ganz abgefallene Gebiete der Kirche wiederzugewinnen. Aber auch zu einer vollständigen Kenntnis der jesuitischen Kampforganisation gehört es, diese einmal an Orten arbeiten zu sehen, wo sie keinem offenen Gegner gegenüberstand, wo nichts durch den Zwang der Situation und die Kriegslage

motiviert erscheinen kann. Zu einer solchen Untersuchung bietet eine Darstellung der Vorgänge, die sich beim ersten Auftreten der Jesuiten in Florenz abspielten, besonders gute Gelegenheit. Dabei sehen wir noch davon ab, daß es an sich schon eine anziehende Aufgabe ist, zu verfolgen, wie sich das bedeutendste Organ der Gegenreformation in die Stadt der Renaissance einführte. Die von der Gesellschaft Jesu in den letzten Jahrzehnten unternommenen Quellenpublikationen haben das Material in der schönsten Weise zugänglich gemacht; sie bieten in so reicher Fülle Stoff, daß auch neben der ausgezeichneten, wenn auch notgedrungen knappen Darstellung, die das Thema in Gotheins bekanntem Werke über „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation“ gefunden hat, eine besondere Behandlung möglich ist.

Zuerst das Nötigste über die religiösen und politischen Verhältnisse von Florenz zur Zeit des ersten jesuitischen Angriffes, also etwa um das Jahr 1540.

Die Stadt Florenz war damals nach jahrzehntelangen revolutionären Unruhen zu einer politischen Konsolidation gelangt. Die mit Cosimo de' Medici dem Älteren in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzende Entwicklung, die die Republik langsam aber sicher in ein mediceisches Fürstentum verwandelte, hatte endlich ihren natürlichen Abschluß gefunden. Aber es war Florenz nicht beschieden gewesen, wie andere italienische Städte gleichsam unmerklich, ohne einen eigentlichen Bruch mit der Vergangenheit von der Republik zum Prinzipate überzugehen. Die Invasion der Franzosen unter König Karl VIII. im Jahre 1494, die ja überhaupt die italienische Politik vollständig revolutionierte, hatte die normale Entwicklung durchbrochen. Die republikanische Opposition benutzte die schwächliche Haltung des dritten Nachfolgers Cosimos, Pieros (II.), gegenüber den Franzosen, um sich zu erheben und vertrieb die Medici aus der Stadt. Seither waren sich Revolutionen und Reaktionen auf raschem Fusse gefolgt. Der fortwährende Wechsel der Regierungen und noch mehr der Verfassungen, die (in dieser Weise vielleicht zum ersten Male) ohne Rücksicht auf historische Verhältnisse nach abstrakten, theoretischen Prinzipien

und als Imitation fremder Musterstaaten wie Venedigs entworfen und eingeführt wurden, erinnert an die Vorgänge der großen Revolution. Der Sieg blieb schließlich, wie erwähnt, bei den Mediceern. Papst Klemens VII., selbst ein Angehöriger der Familie, zog Kaiser Karl V. auf seine Seite, und ein kaiserliches Heer zwang Florenz im Jahre 1530 nach langer, verzweifelter Gegenwehr zur Übergabe. Die Medici wurden nun erbliche Herzöge der Stadt. Der erste, Alexander, wurde nach kurzer, unruhiger Regierung 1537 ermordet. Auf ihn folgte ein entfernter Verwandter, der vielleicht einflußreichste Fürst der neuen Linie, Cosimo, als Großherzog (wie er von 1569 an hieß) Cosimo I. genannt. Unter dessen langer Regierung (1537—1574) wurden dann die Verhältnisse so geordnet, wie sie jahrhundertlang Geltung behielten: den alten republikanischen Einrichtungen, die der Form nach bestehen blieben, wurde der neue Prinzipat übergeordnet nach einem Verfahren, das aufs genaueste dem des Augustus gleicht.

Wie der römische Kaiser brachte Cosimo damit dem Staate nach langen Bürgerkriegen endlich Frieden und Ordnung. Aber so wenig wie jener konnte er damit die alten Oppositionsparteien zufriedenstellen. Die Gegensätze waren bei den vielfachen Revolutionen prinzipiell geworden und verschwanden auch dann nicht, als sich die Verhältnisse geordnet hatten und republikanische Bestrebungen aussichtslos geworden waren. Und diese politischen Tendenzen waren nun auf merkwürdige Weise mit religiösen Bewegungen verknüpft. Der anerkannte Gründer und geistige Führer der republikanischen Partei war nicht ein Politiker, sondern ein Mönch, der Dominikaner Savonarola, unter dessen Herrschaft im Jahre 1494 die erste republikanisch-demokratische Verfassung eingeführt worden war. Beim florentinischen Volke galt Savonarola, dessen Verehrung dadurch, daß er als Ketzer hingerichtet worden, keineswegs gelitten hatte, ebensowohl als Verfechter republikanischer Freiheit wie als Prophet und Heiliger. Die republikanische Opposition, die „Piagnonen“ oder „Heuler“ (wie sie ihrer pietistischen Absonderlichkeiten wegen genannt wurden), lebte immer noch in den Vorstellungen Savonarolas. Wie enge sich bei ihnen

Politik und Religion verbanden, wird am besten dadurch illustriert, daß sie im Jahre 1527, als sie in der Herrschaft waren, eine alte Idee des Dominikaners ausführend, Christus förmlich zum König von Florenz wählten und über die Tür des Regierungsgebäudes schreiben ließen: „Y. H. S. Christus Rex Florentini Populi S. P. Decreto electus.“ Der Christus der Schwärmer war somit der eigentliche Gegenkönig Cosimos, und es konnte daher nicht in dessen Interesse liegen, schwärmerische Religiosität zu begünstigen, die unter den damaligen Verhältnissen fast notwendig in politische Opposition umschlagen mußte.

Die „Piagnonen“ setzten sich zum größten Teile aus Angehörigen des Handwerker- und Bürgerstandes zusammen. In diesen Kreisen hatte die Bewegung so tiefe Wurzeln gefaßt, daß man wohl sagen kann: was damals an lebendiger Religiosität im Florentiner Bürgertume vorhanden war, bewegte sich in den Bahnen Savonarolas. Erregte man daher beim Herzoge leicht Mißtrauen, wenn man bei der städtischen Bürgerschaft religiöse Wirksamkeit entfalten wollte, so mußten die Jesuiten nicht minder vorsichtig sein, wenn sie auf die oberen, die gebildeten Klassen Einfluß gewinnen wollten. Die humanistisch gebildete Gesellschaft von Florenz war allerdings nicht eigentlich religionsfeindlich oder gar ungläubig. Um einen bewußten prinzipiellen Unglauben entstehen zu lassen, war die Entwicklung der Naturwissenschaften noch allzuweit zurückgeblieben, wie es denn auch so gut wie unmöglich ist, die schwankenden Aussagen eines Guicciardini z. B. in unsere präzisere, unvermeidlicher Weise von der Entdeckung der Naturgesetze bestimmte Sprache zu übersetzen; und eine wirkliche Feindschaft gegen die Religion war bei dem toleranten Charakter der spätmittelalterlichen Kirche ausgeschlossen. Aber es war deshalb nicht leichter, dieser gebildeten Gesellschaft beizukommen oder sie gar religiös zu entflammen. Für kühle Beobachter wie einen Varchi oder einen Guicciardini (um die beiden bedeutendsten Denker des damaligen Florenz zu nennen) war die Religion ein Objekt der Analyse wie alle anderen Erscheinungen des

öffentlichen Lebens. Sie gingen wohl noch in die Kirche; aber das geschah beinahe nur, um an den populären Predigern die Wirkung einer Volksrede zu studieren, im besten Falle um einen ästhetischen Genuß zu haben. Wer an einem Beispiele sehen will, wie völlig indifferent diese Intellektualisten und Moralisten (im französischen Sinne des Wortes) der Religion gegenüberstanden, der lese die klassische Charakteristik, die Francesco Guicciardini in seiner florentinischen Geschichte von Savonarola entworfen. Es ist wohl kaum je ein religiöser Volksführer der eigenen Zeit so geschickt, aber auch so kühl, so vollständig unberührt von Haß und Liebe geschildert worden. Und auf diese aristokratische Gesellschaft Eindruck zu machen, war um so schwieriger, als ihrem scharfen Blicke nichts, weder von dem Lächerlichen und Plebejischen noch von dem mehr oder weniger Schwindelhaften entging, das mit religiöser Propaganda für die Massen so leicht verbunden ist.

Zu dieser Gruppe gehörte seiner Gesinnung nach auch der Mann, auf den es, für den Anfang wenigstens, am meisten ankam, der Herzog Cosimo. Auch für Cosimo kam die Religion nur so weit in Betracht, als sie sich mit der Politik berührte; aber um so mehr hatte er sich für die Behandlung religiöser Fragen feste Prinzipien gebildet. Ranke hat ihn „einen der ersten Selbstherrscher des modernen Europa“ genannt, und mit Recht. Man merkt es Cosimos Regierung an, daß sie auf einer Restauration, nicht auf Tradition beruht. Er konnte bei seiner prekären Stellung die religiösen Zustände sich nicht frei entwickeln lassen. Gerade weil er selbst zur Religion kein Verhältnis hatte, mußte sie ihm als Herrschaftsmittel dienen, und ganz wie später die Fürsten der eigentlichen sogenannten Restauration betrachtete er Abfall von der Kirche als gleichbedeutend mit Abfall vom Landesherrn. Was eine venezianische Relation vom Jahre 1561 aus der späteren Regierungszeit berichtet, wird, da Cosimo stets dieselbe Politik verfolgt hat, auch auf die früheren, für uns in Betracht kommenden Jahre, vielleicht bloß in gemildertem Mafse zutreffen. „Der Schrecken unter Klerikern wie Laien ist so groß“, heißt es da, „daß man

gegenwärtig von keinen Irrungen vernimmt. Zu jeder Tagesstunde sind die Kirchen zum Gottesdienste wie zur Beichte und Kommunion voll Menschen. Der Herzog will von den Pfarrern sogar die Zahl der gespendeten Hostien erfahren und pflegt zu sagen, Wanken im Glauben ziehe die Gefahr von Wechsel im Staate nach sich. Mit den vornehmsten Bürgern der Stadt teilt er sich in die Aufsicht der Bruderschaften, deren Mitglieder sich fortwährend frommen Übungen widmen. Indem diese sich als eifrige Katholiken zeigen, suchen sie mit der Gnade Gottes auch die Gunst des Herzogs zu erwerben.“ Wenn nun auch diese Tendenzen im allgemeinen mit denen der Jesuiten trefflich harmonierten, so war diesen trotzdem dadurch nicht viel geholfen, da Cosimo bei seinen kirchlichen Reformplänen keineswegs eine fremde Hilfe wünschte. Er wollte auch den kirchlichen Organen seines Landes gegenüber der alleinige Herrscher sein und betrachtete jede Macht, die sich einmischen wollte, mit Mißtrauen. Widerspenstige Glieder der Kirche behandelte er nicht weniger resolut als unbequeme weltliche Staatsbeamte, und wie wenig Schonung er sich dabei auferlegte, das hatte kurz vorher noch (1545) sein Vorgehen gegen das Dominikanerkloster San Marco in Florenz zeigen können. Es hatte sich endlich einmal ein Anlaß geboten, der es erlaubte, diesen heiligen Ort der „Piagnonen“, einen eigentlichen Herd der Unzufriedenheit, unschädlich zu machen. Ein „Bruder“ hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einen Kommentar zu Savonarolas Predigten herauszugeben, in dem er aus den Worten des Propheten auch Cosimos nahen Sturz herauszulesen vermeinte. Da brach der Sturm los. Der Herzog ließ den Brüdern den Befehl zukommen, binnen acht Tagen das Land zu räumen, und übergab das leere Klostergebäude einer Kongregation, die ihr Haus bei der Belagerung der Stadt verloren hatte. Und wenn er dann auch auf das energische Einschreiten Papst Pauls III. hin die Verbannung wieder aufheben mußte, so war er dadurch nur vorsichtiger, in seinen kirchenpolitischen Ansichten aber nicht anders geworden. Er vermied es von nun an bloß, gegen ganze Kongregationen in so eklatanter Weise vorzugehen; bei

einzelnen Mönchen hat er nach wie vor wenig nach der geistlichen Immunität gefragt.

So waren die Verhältnisse in Florenz, als sich die Jesuiten im Jahre 1546 zu der Eroberung dieser geistigen Metropole der italienischen Renaissance anschickten. Fassen wir noch einmal kurz zusammen: vollständiger Indifferentismus in den oberen, humanistisch gebildeten Schichten, gegen Staat und Kirche frondierende, wenn schon orthodoxe Haltung im Handwerker- und eigentlichen Bürgerstande, über beiden ein Herzog, für den die Religion nur als politisches Machtmittel existierte, der aber gerade deshalb der Einmischung eines Fremden abhold war und auf den man bei der abweisenden Haltung der Bevölkerung doch angewiesen war.

Man kann nun nicht sagen, daß Loyola, dessen neuer Orden im Jahre 1543 seine definitive Bestätigung erhalten hatte, die Schwierigkeiten der Situation verkannt hätte. Alle seine Mafsregeln zeigen vielmehr, daß er das Gefühl hatte, einer nicht gewöhnlichen Aufgabe gegenüberzustehen. Vorsichtig leitete er von Rom aus, wo er damals schon seinen ständigen Aufenthalt genommen hatte, die Operationen. Zunächst liefs er einige untergeordnete Städte Toskanas, wie Prato und Pistoia, in Angriff nehmen, um das Terrain sondieren zu lassen, und erst als dies geschehen, begann er mit der Belagerung der Hauptstadt. Er hatte inzwischen das Mittel ausfindig gemacht, durch das der Orden seine Brauchbarkeit für die Regierungspolitik des Herzogs beweisen konnte.

Es lag für die neue toskanische Herrscherdynastie nahe, sich der frondierenden Hauptstadt gegenüber auf das Untertanengebiet zu stützen, dieses, das in der früheren Zeit nach der Art der alten Stadtstaaten als Domäne der hauptstädtischen Bürger betrachtet worden war, als gleichberechtigt zu behandeln und so an die mediceische Herrschaft zu fesseln. Nicht mehr blofs der Nutzen der Hauptstadt, der Vorteil des ganzen Landes sollte von nun an maßgebend sein, wie denn auch später (1555) Cosimo das florentinische Bürgerrecht, das erst den Zutritt zu beinahe allen wichtigeren Staatsämtern gewährte, auf den ganzen florentinischen Staat

ausgedehnt hat. Von diesem Gedanken ausgehend suchte Cosimo auch das Unterrichtswesen in der Provinz zu pflegen und vor allem wandte er seine Sorgfalt der Universität Pisa zu, die in den Kriegsstürmen der letzten Jahrzehnte untergegangen war. Er hatte die Anstalt im Jahre 1543 wieder neu gegründet, und da sie anfangs nicht recht gedeihen wollte, so konnten die Jesuiten ihm und seiner Politik einen rechten Dienst erweisen, wenn sie ihm zur Hebung der Universität ihre Unterstützung liehen.

Der ganze Erfolg der Jesuiten beruhte nun darauf, daß sie imstande waren, diese Hilfe zu leisten, und daß sie die einzige Organisation der damaligen Zeit waren, die überhaupt den höheren Unterricht in die Hand nehmen konnte. Die Jesuiten wollten so wie so nicht eine Klostersniederlassung, sondern eine höhere Lehranstalt in Florenz errichten. Nicht nur gab es der Klöster schon an sich mehr als genug und hatte der Eifer für die Gründung neuer Klöster stark nachgelassen, sondern die Jesuiten konnten überhaupt nur als Lehrer der höheren Unterrichtsfächer eine Lücke ausfüllen und sich, ohne eine bereits bestehende kirchliche Institution zu genieren, einen Platz sichern. Vermochten sie es, sich als Lehrer der humanistischen Lehrgegenstände durchzusetzen, so hatten sie damit sowohl ein Gebiet der Kirche zurückerobert, das deren Einflüsse so gut wie ganz verschwunden war, als auch das einzige Mittel zur Anwendung gebracht, mit dessen Hilfe eine Einwirkung auf die Männer der oberen Stände möglich war. Keinen Teil der religiösen Wirksamkeit hatte sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Kirche so gänzlich aus der Hand nehmen lassen wie den höheren Unterricht der gebildeten Laien. Die alten Orden benediktinischer Observanz fielen hierfür so wie so außer Betracht, da sie nicht für die Wirksamkeit nach außen gegründet worden waren. Aber auch die Bettelorden, vor allem die Dominikaner, die seinerzeit ebenso zur aktiven Bekämpfung der Ketzerei gestiftet worden waren wie jetzt die Jesuiten zur Unterdrückung des Luthertums, auch diese hatten alle Einwirkung auf die oberen Stände verloren. Ihr plebejisches Auftreten einerseits, der Mangel an humanisti-

scher, neumodischer Bildung anderseits beraubte sie ebenso jedes Einflusses auf die höheren Klassen wie er sie beim Volke in der Gunst erhielt, die sie seit Jahrhunderten genossen. Bettelmönche konnten im Italien der Renaissance wohl noch als Bußprediger Volksmassen aufrütteln (Savonarola ist in dieser Beziehung keine Ausnahme); aber für die gebildeten Stände zählte ihr Wort nicht. Sie waren fürs Volk; der humanistisch Gebildete liefs sie gewähren, aber nahm sie so wenig ernst, wie der moderne Ästhetiker den Erfolg eines nach einem Hintertreppenromane gearbeiteten Volksstückes. Wie waren da die Jesuiten ganz anders geschult, wie waren sie ganz anders ausgerüstet, um die geistigen Bedürfnisse der oberen Klassen, wenn allerdings auch in eigener Art, zu befriedigen! Jedermann weiß, welche Erfolge ihnen als Gründern und Leitern höherer Unterrichtsanstalten beschieden worden sind; ihr Auftreten in Florenz ist nun insofern originell, als sie sich hier bei dem Mangel einer ketzerischen Opposition ganz auf den humanistischen Unterricht konzentrieren konnten und als sie es mit einem besonders anspruchsvollen Publikum zu tun hatten.

Nun lag Loyola allerdings nichts daran, in Pisa, das in seiner Bedeutung stark zurückgegangen, nach dem Wunsche des Herzogs ein Kollegium zu errichten. Aber da ein „Haus“, d. h. ein Erziehungsinstitut in Florenz ohne diesen Preis, wie es schien, nicht zu haben war, so erklärte er sich zunächst mit der größten Bereitwilligkeit geneigt, zur Förderung der neuen Gründung in Pisa beizutragen. Der Herzog nahm dies Anerbieten sehr gerne an, und es wäre vielleicht schon im ersten Jahre (1546) zu einer Niederlassung der Jesuiten im florentinischen Gebiete gekommen, wenn nicht das Ungeschick eines Unterhändlers die Situation für einige Zeit verdorben hätte. Loyola hatte für die schwierige Aufgabe, mit dem Herzoge zu verhandeln, eigentlich den bedeutendsten seiner Genossen, seinen späteren Nachfolger als General, den Spanier Jakob Laynez, ausersehen. Und Laynez, der an schöpferischer Begabung wohl hinter dem General zurückstand, ihn aber an bezaubernder Liebenswürdigkeit

und der Kunst, die Menschen zu gewinnen, vielleicht noch übertraf, wäre, wie sich später zeigte, der richtige Mann für diesen Posten gewesen. Aber er war damals noch auf dem Tridentinischen Konzile im Auftrage des Papstes tätig, und es erwies sich als unmöglich, seine Abberufung von Paul III. zu erlangen. So mußte es Loyola mit einem unerprobten Ordensangehörigen versuchen — ein Versuch, der freilich unglücklich genug ausfiel. Ein junger Mann, frisch von der Universität kommend, der ursprünglich nur als Begleiter Laynez' hätte nach Florenz gehen sollen, mußte nun die Sache des Ordens allein bei Cosimo führen. Er hieß Johann von Polanco. Wir können uns von seiner Persönlichkeit nach den vielen Schriftstücken, die er hinterlassen, ein ziemlich deutliches Bild machen; diese allein lassen es beinahe schon verstehen, daß er seiner Aufgabe in Florenz nicht gewachsen war. Polanco war ein gewissenhafter, fleißiger Beamter, ausgezeichnet in seiner späteren Stellung als Sekretär des Generals und Archivar des Ordens, gerade weil man bei ihm sicher war, daß er nie in etwas Fremdes eine eigene Ansicht einmischte, aber unfähig, ein Geschäft selbständig zu leiten. Selbst die ihm später einmal zugewiesene Aufgabe, die Geschichte des Ordens zu schreiben, zu der er doch durch die in seiner Stellung erworbenen Kenntnisse vor allen befähigt war, überstieg seine Kräfte. Er begnügte sich damit, die Quadrimestralberichte der einzelnen Kollegien und andere Akten in sein braves, langweiliges Latein zu übersetzen und ohne irgendwelche Verarbeitung aneinanderzureihen. Daß diese Arbeit ungenügend sei, wurde denn auch gleich von Anfang an erkannt, und die Jesuiten wußten wohl, was sie taten, als sie statt Polancos Ordenschronik, die in ihrer kompilatorischen Treue beinahe die Lektüre der Originalakten ersetzen kann, die große (offizielle) Ordensgeschichte Orlandinis dem Drucke übergaben. Denn wenn auch in diesem großen Triumphalgemälde manches stark retuschiert ist, so durchweht doch die ganze Darstellung ein einheitlicher mächtiger Zug, und das geschmückte Latein, wie es im 16./17. Jahrhundert beliebt war, die kunstvoll ausgearbeitete Darstellung konnte den Inhalt auch denen näher-

bringen, die Polancos formloser Aktenzusammenstellung keinen Geschmack hätten abgewinnen können.

Man wird es nach dem zuerst Ausgeführten ohne weiteres begreifen, daß Florenz die Stelle nicht war, wo eine nur zu untergeordneten Beschäftigungen brauchbare Persönlichkeit wie Polanco hätte Lorbeeren ernten können. Anfangs ging es noch leidlich, wenn auch keine großen Erfolge zu verzeichnen waren; aber Polanco verdarb, noch ehe ein Jahr vergangen, alles wieder, als er in jugendlichem Übereifer auf den Gedanken kam, den Herzog selbst, übrigens einen ziemlichen Wüstling, „reformieren“ zu wollen. Man kann sich denken, wie Cosimo diesen Versuch aufnahm. Loyola griff denn auch sofort ein. „Wer solchen Herren, die ein so gutes Beispiel geben (offenbar in ihrem Eifer für den Glauben), aber immer mit scharfem Auge aufzumerken haben, wer ihnen günstig ist oder nicht, — wer solchen Herren Vorschriften oder Anweisungen geben will für die Reformation ihres Gewissens oder ihres Staates, ohne vorher die nötige Liebe, Kredit und Autorität bei ihnen erlangt zu haben, der wird eher alles ruinieren, als seinen Vorsatz erreichen“, so belehrte der General den weltunkundigen, unvorsichtigen Magister, der „mehr redlichen Eifer als Klugheit und Erfahrung gezeigt hatte“. Polancos Auftrag sei gewesen, sich, sobald ihn Herzog und Bischof holen ließen, ganz nach deren Willen zu richten, damit er um so größeren geistlichen Nutzen beim Volke stifte; jetzt könne er sehen, wohin es führe, wenn er Herzog und Herzogin selber reformieren wolle. Es heiße ohnehin schon, vor allem in Rom, von den Jesuiten, sie wollten die ganze Welt regieren; er solle deshalb von jetzt an nur recht demütig auftreten und sich niederen Dienstleistungen, wie dem Besuch von Armen in Spitälern, widmen.

Polanco verschwand nach diesem Misserfolge von Florenz. An seine Stelle kamen, da Laynez immer noch nicht frei war, zwei andere Ordensbrüder, Hieronymus Otello und der Franzose Andreas Frusius. Mit diesen ging es schon besser. Otello war freilich ein ziemlich ungebildeter Mensch und ein Volksprediger untergeordneten Ranges; er gefiel sich, wie

das auch seine Briefe erkennen lassen, in der Wiederholung immer derselben Lieblingswendungen und Kraftausdrücke, wie ihm denn Laynez später einmal den Rat gab, sich auch an fremde Muster zu halten. Aber die Jesuiten wußten ihn geschickt zu verwenden; sie sandten ihn in die Vorstädte und die umliegenden Dörfer, wo er großen Zulauf fand, daneben etwa auch in Nonnenklöster, wo man (nach dem Zeugnis der Jesuiten) mit allem vorliebnahm. Dafür war sein Kollege Frusius ein gewandter Mensch und ein geschickter Prediger; zu einem durchschlagenden Erfolge, wie er für den Anfang nötig gewesen wäre, konnte freilich in dem verwöhnten Florenz auch er es nicht bringen. Es zeigte sich immer mehr, daß nur Laynez weiterhelfen konnte. Dazu kam noch eins. Die Herzogin Doña Leonor de Toledo, Tochter des damaligen Vizekönigs von Neapel, äußerte, wohl nicht nur durch ihre allerdings sehr große Frömmigkeit, sondern auch durch sehr begreifliche Neugierde getrieben, den bestimmten Wunsch, ihren berühmten Landsmann Laynez einmal zu sehen. Es ist dabei nicht uninteressant zu beobachten, wie die Jesuiten, dieser spezifisch spanische Orden, ihren Eingang in Florenz gerade wieder durch Spanier fanden, wie denn auch Laynez' Predigten während seines ersten Aufenthaltes in Florenz nirgends so großen Eindruck machten wie bei der spanischen Garnison (wo er allerdings auch in seiner Muttersprache reden durfte), und noch im Jahre 1555 von drei Männern, die in das Jesuitenkolleg zu Florenz eintreten wollten, zwei Spanier waren. Die Herzogin war nicht nur ihrer Abstammung nach eine Spanierin; sie war auch in ihrer Frömmigkeit durchaus das, was man gemeinlich eine echte Spanierin zu nennen pflegt. Äußerst devot, schwärmerisch, sich dabei in der kühlen Florentiner Gesellschaft einsam fühlend, empfand sie sich schon, bevor sie ihn kannte, durch eine große Neigung zu Laynez hingezogen; bei ihm hoffte sie nach dem, was ihr über ihn gesagt worden, gerade das zu finden, was ihr in religiöser Beziehung fehlte. Es traf sich unter diesen Umständen sehr gut, daß Laynez' Tätigkeit am Konzil, das inzwischen nach Bologna verlegt

worden war, entbehrlich wurde; so konnte endlich dem Wunsche der Herzogin entsprochen werden (1547). Laynez' Erscheinen erfüllte alle die Hoffnungen, die Loyola darauf gesetzt hatte. Wohl war die stolze spanische Dame zuerst etwas betroffen, als sie erfuhr, daß der kleine, unscheinbare Mann, der ihr vorgestellt wurde, der berühmte Redner sein sollte; aber es dauerte nicht lange, so stand sie ganz unter Laynez' Banne. Und nicht nur die Herzogin war endgültig gewonnen, Laynez' Predigten fanden überhaupt großen Zulauf. Freilich wollte ein solcher Erfolg nicht viel sagen, da die intellektualistische Florentiner Gesellschaft durch keine, auch nicht durch gute Predigten tiefer zu packen war, und um mit Hilfe der Herzogin einen Vorstoß machen zu können, dazu blieb Laynez nicht lange genug in Florenz. Schon im ersten Jahre, nachdem er gekommen (1548), mußte er anderer wichtiger Geschäfte wegen wieder fort, und damit erlahmte auch der Eifer des herzoglichen Paares für die Gründung eines Jesuitenkollegiums in Florenz, für die sie Laynez gewonnen hatte. Drei Jahre blieb Laynez nun von Florenz abwesend (1548—1551). Es geschah nichts in Sachen der Jesuiten in dieser Zeit in Florenz, da auch Loyola, durch den Versuch mit Polanco gewarnt, es nicht noch einmal mit einem anderen als Laynez versuchen wollte. Nur einmal, als sich gerade eine günstige Gelegenheit bot, machte er einen kleinen Vorstoß. Als der schon damals mit den Jesuiten verbundene spätere dritte Ordensgeneral Francesco Borgia, Herzog von Gandia, in Florenz auf der Durchreise weilte (1550/1551), mußte er bei dem Herzog auch die Versprechungen wegen der Gründung eines Kollegiums zur Sprache bringen. Cosimo zeigte sich im Gespräch, wie immer, ganz willfährig; aber es erfolgte nichts: der Eifer des Herzogs war nicht so groß, daß er von sich aus zur Stiftung einer Jesuitenniederlassung sich entschlossen hätte.

So kam die Angelegenheit erst wieder in Fluß, als Laynez (im Jahre 1551) nach Florenz zurückkehrte. Laynez gewann auf den ersten Schlag seine alte Herrschaft über die Herzogin wieder: „sie wagte es nicht, ihm eine Bitte abzuschlagen“. Das Wichtigste, die Gründung des Kollegiums

in Florenz, wurde nun gleich in die Hand genommen. Es ist ergötzlich, in den Briefen der Jesuiten zu verfolgen, wie der Herzog, der, wie erwähnt, blofs in Pisa ein Kollegium wünschte, an der Nase herumgeführt wurde. Schon Borgia hatte in zweideutiger Weise mit dem Herzog nur über ein Kolleg in Pisa „oder“ Florenz gesprochen (statt des ursprünglichen Doppelprojektes); dann beteuerten die Jesuiten dem Herzoge ihre unbedingte Bereitwilligkeit zum Bau eines Kollegiums in Pisa, aber, so hiefs es, es wollte sich kein passender Platz finden lassen, und es war noch immer keiner gefunden, als Laynez wiederum zum Konzil abgehen mußte (1551). In Florenz ging es rascher. Im Winter 1551 auf 1552 begannen die Jesuiten mit der Errichtung ihres Florentiner Kollegs, und als dieses dann Epiphantias 1552 seine Klassen eröffnen konnte, da war von Pisa keine Rede mehr. Die Jesuiten hatten es vermeiden können, eine ihrer Niederlassungen an einen im Niedergang befindlichen Ort zu legen und mit einer Universität zu verknüpfen, von der man noch gar nicht wufste, ob sie sich überhaupt würde halten können.

Das Florentiner Kolleg zählte bei der Eröffnung zwölf Lehrer. Nach den Grundsätzen der Gesellschaft waren sie aus verschiedenen Nationen gewählt. Loyola hielt auch hier strenge an dem Prinzip der Internationalität fest, obwohl bei einer höheren Unterrichtsanstalt wie dem Kollegium praktische Gründe gegen die Verwendung von Sprachfremden sprachen. Die Herzogin machte die Jesuiten einmal darauf aufmerksam. Sie fragte den Jesuiten Christoph Laynez, wie viele von den zwölf Lehrern Spanier seien, und als sie erfuhr, blofs zwei, die anderen seien teils Italiener, teils Franzosen, teils Flandrer, da hatte sie gefragt: „Was wollt ihr denn mit den Flandrern anfangen? Warum schickt ihr sie nicht in ihr Land?“ Aber Loyola liefs sich durch diese Einwände nicht von seinem Prinzip abbringen, das in der Zeit, da alles in Landeskirchen auseinanderzufallen drohte, besonders bedeutungsvoll war. Der Lehrplan war ganz auf die Bedürfnisse der humanistisch gebildeten oberen Gesellschaftskreise zugeschnitten. Keine Scholastik und kein Ari-

stoteles, dafür viel Griechisch und viel Rhetorik. Auch unter den Griechen wurden besonders die Redner traktiert, vor allem der für Schulzwecke wie gemachte glatte und elegante Isokrates. Die Jesuiten kamen den neuen Richtungen ihrer Zeit sogar noch mehr entgegen. Der Angriffe der Humanisten auf die Vulgata eingedenk, packten sie den Stier bei den Hörnern und unternahmen es, das Evangelium des Lukas mit den Schülern griechisch zu lesen. Zur Reklame mußten einerseits die Hinweisungen in den Predigten der Jesuiten dienen, wie denn Laynez vor der Eröffnung des Kurses 1552/1553 eigens eine große Rede im Dome hielt, die bevorstehenden Eröffnungsfeierlichkeiten ankündigte und die Erziehungspläne der Gesellschaft auseinandersetzte, anderseits die Vorführungen der Schüler selbst. Wie bei den Humanisten mußten sie hauptsächlich zeigen, wie sie reden gelernt hatten; bei der Feier im Jahre 1552 wurden z. B. drei Reden gehalten, der erste Schüler sprach über die Tugend, der zweite hielt eine Lobrede auf die lateinische Sprache und der dritte führte aus, wie *litterae* und *mores* vereint gelernt werden mußten. In späteren Jahren, als die Schüler weiter waren, kam es auch zu griechischen Vorträgen; bei der Eröffnungsfeier 1554 rezitierte ein Schüler ein griechisches Gedicht mit solcher Gewandtheit, daß „es aussah, als ob er besser Griechisch als Lateinisch könnte“.

Dazwischen wurden höfische Feste eingeschoben, wie Epiphantias 1553, als die beiden ältesten Söhne des Herzogs mit großem Gefolge das Kollegium besuchten. Zwei „Brüder“ hielten Reden; die eine, an den älteren, den Kronprinzen, gerichtet, handelte von dem Glück eines christlichen Fürsten, die andere, für den jüngeren bestimmt, der Kardinal werden sollte (und es später auch wurde), verbreitete sich über die Würde des Priestertums. Dazwischen wurden, um die vornehmen Zuhörer nicht zu ermüden, verschiedene kleinere Produktionen der Schüler eingelegt, Disputationen in lateinischer und griechischer Sprache, Versrezitationen usw.

Die Jesuiten hatten für Florenz ihre besten Lehrer aufgeboden, die Patres Salmeron und Coudreto, daneben Domenech, der als Spezialist im Griechischen galt. Auch Laynez

war so oft wie möglich zugegen, was auf den Besuch der Vornehmen nach den jesuitischen Berichten nicht ohne Einfluß war; zum eigentlichen Stundengeben durfte er seine kostbare Zeit natürlich nicht verwenden, um so mehr, da er von Zeit zu Zeit immer von Florenz abwesend war.

Man sieht, das Kollegium der Jesuiten in Florenz sollte ganz das Aussehen einer humanistischen Schule haben und scheinbar bloß die Absicht verfolgen, das Studium der klassischen Sprachen zu fördern. Wohl sprachen die Jesuiten daneben auch in ihren öffentlichen Reden von der Notwendigkeit, die Knaben zu guten Sitten zu erziehen; allein dies war ja selbstverständlich und verriet nichts von dem besonderen Geist, den die Jesuiten in ihren Schülern zu erwecken suchten. Die jesuitischen Quellen berichten allerdings leider über die religiöse Einwirkung der Lehrer auf die Schüler nur sehr wenig; wohl weil sich diese Seite ihrer Tätigkeit von selbst verstand. Aber wie ernst sie es mit der Bildung zu schwärmerischer, jesuitischer Religiosität nahmen, zeigt schon die Tatsache, daß kein geringerer als Laynez, solange er anwesend war, den Schülern wöchentliche Andachtsstunden hielt, ihnen „den Weg zeigte, die wahre Weisheit zu erwerben“. Noch mehr beweisen die Bekehrungen von Schülern, die schon aus den ersten Jahren zu verzeichnen sind. Eine Reihe Zöglinge, gerade auch Söhne vornehmer Familien, bezigten schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit den Wunsch, der Gesellschaft beizutreten. Die Jesuiten kamen dadurch in eine nicht ganz einfache Situation. Zurückweisen konnten und wollten sie eifrige und fähige Jünger nicht; auf der anderen Seite erregte es bei der vornehmen Gesellschaft peinliches Aufsehen, wenn die Söhne, statt sich die humanistische Bildung anzueignen, den Wunsch äußerten, dem neu-modischen Bettelorden beizutreten. Besonders ungerne sahen die Eltern dies natürlich, wenn es sich um den ältesten Sohn handelte, den die Familie unter keinen Umständen an die Kirche verlieren wollte. Ein Sohn einer vornehmen Familie (der Name wird nicht genannt) zeigte zu Hause solche Zeichen innerer Umwandlung, daß der Vater für seine Zukunft fürchtete und den Jesuiten den jüngeren Sohn für den

älteren anbot, um diesen nicht der Familie verlorengehen zu lassen; es wird nicht berichtet, ob die Jesuiten den Tausch annahmen.

Großes Aufsehen erregte vor allem der Fall Ricasoli. Ein fünfzehnjähriger Knabe aus dieser angesehenen Florentiner Familie hatte unter dem Einflusse des jesuitischen Unterrichts solche Lust bekommen, in den Orden einzutreten, daß er, der früher nie einen Schritt außerhalb von Florenz gesetzt, sich allein nach Rom zu Loyola begab. Er hatte nicht einmal die Ausfertigung der Empfehlungsbriefe an den General abgewartet, die ihm Laynez versprochen, aber „aus Rücksicht auf andere Personen“ immer hinausgeschoben hatte. Loyola benahm sich mit aller möglichen Vorsicht. Er war sich wohl bewußt, wie oft und wie sehr mit Recht den Bettelorden vorgeworfen worden war, Kinder für ihre Orden einzufangen. „Ich bin“, schrieb er Coudreto nach Florenz, „der Belästigungen müde, die mir die Eltern solcher Knaben machen.“ Vor allem übergab er, um die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, die Angelegenheit dem Papste zur Entscheidung; den Klagen der Verwandten gegenüber berief er sich dann auf das rühmende und zustimmende Urtheil, das die zwei von dem Papste delegierten Kardinäle über den jungen Ricasoli abgegeben hatten. Er selbst behielt den Knaben um so lieber, als er nach dem Urtheil der Oberen des Jesuitenkollegs in Florenz für die gelehrten Studien und für die *lettere* außerordentlich begabt und leicht lenkbar war.

Der Fall war deshalb besonders heikel, weil die Mutter des Knaben mit der Herzogin eng befreundet war und diese nun beständig mit Bitten bestürmte. Die Herzogin selbst verlangte Rechenschaft von Loyola und wies auf die Ordensvorschrift hin, die verbot, Kinder ohne Erlaubnis der Eltern aufzunehmen. Die Mutter hatte ihre Einwilligung ausdrücklich versagt. Loyola konnte und wollte nicht zurück und mußte es doch vermeiden, bei der hohen Gönnerin anzustoßen. So bot er denn alle Beredsamkeit in seinen Briefen auf, um die Herzogin zu anderer Ansicht zu bringen. Er beteuerte noch mehr als sonst seine völlige Ergebenheit und

versicherte ihr, von der Regel, Kinder überhaupt nicht oder jedenfalls nur mit Einwilligung der Eltern aufzunehmen, auch in Zukunft nicht abgehen zu wollen. Aber in diesem Falle habe Gott so deutlich gesprochen, daß wohl eine Ausnahme zu machen sei. Ricasoli sei schließlicly auch nur zur Probe als Scholar aufgenommen worden und werde vor sieben oder acht Jahren nicht zur Profession zugelassen werden. Daneben erhielt der mit den Jesuiten eng liierte Kardinal-erzbischof von Burgos, Mendoza, damals in Brüssel, den Auftrag, den Oheim Ricasolis, der florentinischer Gesandter am kaiserlichen Hofe war, in Loyolas Sinne zu bearbeiten.

Bei einer so devoten Natur wie der Herzogin hatte Loyola nicht viel zu fürchten. Sie gab bald nach, als sie die feste Haltung der Jesuiten sah, und ihre Stimmung schlug nun gleich in das andere Extrem um. Ein solcher Akt schwärmerischer Hingebung wie der Ricasolis erhöhte bloß ihre Bewunderung für die Gesellschaft oder, um mit den Worten Polancos zu reden, der als Sekretär Loyolas die Beendigung der Angelegenheit einem spanischen Jesuiten mitteilte: „Die Herzogin von Florenz, die sich anfänglich für Ricasoli verwandte, war dann so erbaut von dem Ereignis, daß sie ihn selig nannte und den Wunsch äußerte, es ihm gleichzutun, wenn ihr Geschlecht es ihr erlaubte.“ Die Herzogin, die zuerst die Partei der Familie genommen, trat jetzt für die Jesuiten ein; die Berichte der Jesuiten schreiben es in erster Linie ihr zu, wenn die „Aufregung der ganzen Stadt“ über die Entführung Ricasolis keine Folgen hatte.

Um der Herzogin zu gefallen, scheuten die Jesuiten auch vor eigentlichen Opfern nicht zurück. Laynez sollte sich nicht nur zum Schein in ihren Dienst gestellt haben. Obwohl er nun, da die Sache in Florenz in guten Gang gekommen, lieber seine Kräfte auf Genua, wo er neu zu wirken angefangen, konzentriert hätte, blieb er doch aus Rücksicht auf die Herzogin immer nur kurze Zeit dort. Er hatte im September 1553 nach langen Bemühungen endlich von der Herzogin die Erlaubnis erhalten, wiederum nach Genua zu gehen, und hatte dort so dankbaren Boden gefunden, daß

er die Absicht zeigte, länger, als er der Gönnerin versprochen hatte, fortzubleiben. Da schickte ihm Loyola, der sonst Geschäftssachen durch den Sekretär Polanco besorgen liefs, sofort einen eigenhändigen Brief zu (November 1553) und befahl ihm, um keinen Preis über die von der Herzogin bewilligte Zeit hinaus von Florenz wegzubleiben. Und als später Laynez nach Deutschland zum Augsburger Reichstage geschickt werden sollte (1555), da wies Loyola in einem eigenhändigen Schreiben der Herzogin gegenüber darauf hin, wie er es nur auf den ausdrücklichen Befehl des Papstes gewagt habe, Laynez ohne ihre Erlaubnis fortzuschicken. Loyola liefs lieber ein hoffnungsvolles Werk, wie das in Genua, ruhen, als dafs er der Herzogin allzulange ihren Beichtvater entzogen hätte. Doch die Jesuiten erhielten ihren Lohn. Die Herzogin protegierte Laynez und damit den Orden, wo sie konnte. Sie ernannte ihn zu ihrem Hofprediger zu San Lorenzo, obschon bereits ein anderer für dies Amt eingesetzt worden war; er hatte dort jeden Sonntag ihr und ihrem Hofe zu predigen.

Die Protektion der Herzogin war für die Jesuiten vor allem deshalb unentbehrlich, weil sie ihnen allein den Zutritt zu den Damen der vornehmen Gesellschaft verschaffen konnte. Auch brachten die Jesuiten Eigenschaften mit, die es ihnen möglich machten, mit leichter Mühe ihre Konkurrenten auszustechen. Was sie bei den Männern der oberen Stände als Lehrer des Humanismus gewinnen konnten, das erreichten sie bei den Frauen als Beichtväter. Liefern die Quellen auch nur spärliche Angaben, das läfst sich doch mit Sicherheit erkennen, dafs sie auch diese geistliche Tätigkeit nach einer neuen Methode ausübten. Das meiste verdankten sie in Florenz wie anderswo ihrem gewandten Auftreten und ihrer klugen Nachgiebigkeit; der plumpe, unmanierliche Bettelmönch der alten Richtung wurde mühelos aus dem Felde geschlagen. So waren sie denn auch in Florenz als Beichtväter bei den Damen bald allgemein beliebt. Besonderen Eindruck machte es natürlich auch dort, dafs sie für die Beichte ebenso wie für alle anderen geistlichen Dienstleistungen strenge jede Bezahlung abwiesen. Für die Art,

wie sie ihre geistlichen Patienten berieten, nur ein Beispiel. Als die Herzogin einmal Christoph Laynez, den Bruder des berühmten Ordensbruders, fragte, auf welche Weise sie wohl Gott am besten einen Dienst erweisen könne, sie habe versucht zu fasten, es sei aber nicht gegangen, da antwortete der Jesuit, wenn ihr das Fasten Beschwerde mache, so solle sie es unbekümmert bleiben lassen, es gebe ja so viele andere fromme Werke. Je nach der Natur, mit der sie es zu tun hatten, konnten freilich die Jesuiten auch die Anziehungskraft der strengen Askese wirken lassen. Schon in den ersten Jahren kam es etwa vor, daß vornehme Damen unter dem Einflusse jesuitischer Beichtväter oder Prediger den Schleier nahmen.

Einer dieser Bekehrten, einer Angehörigen der Familie Gondi, hatten es die Jesuiten dann zu verdanken, daß sie mit ihrem Kollegium in ein besseres Haus umziehen konnten. 1554 siedelten sie nach S. Giovannino über; ihr Kollegium hatte damit eine gute Lage erhalten, mitten in der Stadt, nicht weit vom Dome. Vorher hatten sie mit einem Miet- hause vorliebnehmen müssen — sie machten in Florenz eben nicht so große Ansprüche wie in Pisa, wo kein Gebäude gut genug gewesen war. Auf gute Lage sahen sie freilich immer: als ihnen in Florenz im Anfang die Kirche des heiligen Joseph angeboten wurde, lehnten sie ab, weil sie zu entlegen und zu klein sei.

Die Jesuiten beschränkten in Florenz, wie man sieht, ihre Tätigkeit fast ganz auf die oberen Klassen, bei denen für sie nicht nur am meisten zu erreichen war, sondern die man auch religiös bearbeiten konnte, ohne den Argwohn des Herzogs zu erregen. Dem Bürgertume gegenüber, für dessen religiöse Bedürfnisse ohnehin schon durch die bestehenden kirchlichen Organe genügend gesorgt war, benahm sich Loyola recht vorsichtig. Um beim Herzog nicht etwa die Befürchtung aufkommen zu lassen, die Wirksamkeit der Jesuiten begünstige die Tendenzen der „Piagnonen“, untersagte er seinen Jüngern die Lektüre sämtlicher Schriften des Parteiheiligen Savonarola. Allerdings seien diese Werke nicht als häretisch verboten. Aber „der General will nicht, daß

diese Schriften gelesen werden, namentlich da nicht, wo viele sie billigen, andere aber für seine Person nicht günstig gesinnt sind. Der General will nicht, daß in der Gesellschaft ein Autor gelesen werde, der nicht notwendig und dessen Qualität zweifelhaft ist. Gewiß sind viele seiner Bücher gut; aber wir können sie entbehren“. Die Jesuiten hatten übrigens um so weniger Ursache, Savonarolas Andenken zu schonen, als er dem rivalisierenden Orden der Dominikaner angehört hatte.

Von untergeordneter Bedeutung war die Tätigkeit der Jesuiten unter dem gemeinen Volk. Sie wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, diente aber offenbar nur als Mittel zum Zweck, des guten Eindrucks wegen, haben doch von jeher die vornehmen Kreise die christliche Liebestätigkeit besonders geschätzt. So gingen denn die Jesuiten, wie um ihre Demut recht zu zeigen, zwischen den Besuchen bei angesehenen Familien wieder zu den ganz Armen und Verwahrlosten. Regelmäßig besuchten sie Gefängnisse und Spitäler. Sie waren nicht wenig stolz darauf, daß Laynez einen zum Tode verurteilten verstockten Sünder noch in letzter Stunde bekehren konnte; die Besserung schien so tief zu gehen, daß der Herzog dem Sträfling das Leben schenkte. Auch die Bettler und Vagabunden suchten sie zu heben, etwa in der Art, wie es von Laynez, allerdings aus Rom, berichtet wird. Er pflegte dort den herumlungern den Tagedieben auf der Strafe nachzugehen, sie das Vaterunser, das Ave Maria usw. zu lehren und ihnen ein Goldstück in die Hand zu drücken, wenn sie es am nächsten Tage noch konnten.

Die Gegenreformation hat in den meisten katholischen Ländern kirchliche Reformen zur Folge gehabt. Zu solchen fanden die Jesuiten in Florenz wenig Gelegenheit. Sie versuchten bloß, die etwas allzu lax gewordene Zucht in den Nonnenklöstern wieder strenger zu gestalten. Aber auch hierbei handelte es sich in der Regel um geringfügige Dinge. So erreichte es Laynez einmal mit einer Predigt in einem Nonnenkloster, daß die Schwestern die Aufführung eines Fastnachtspieles, die auf die nächsten Tage angesetzt war, unterließen.

Die Jesuiten erlangten rasch eine einflußreiche Stellung in Florenz. Noch stand ihr Kolleg kaum ein Jahr, da schrieb man ihnen bereits die Verhaftung einiger Ketzler und die Entfernung eines zwar beredten und angesehenen, aber dogmatisch nicht ganz zuverlässigen Augustiners von der Stellung eines Dompredigers zu — mit Unrecht, aber das Gerücht kam den Jesuiten doch gelegen oder, wie sie sich ausdrückten: es war eine falsche, aber recht nützliche Meinung (*judicium falsum, minime tamen detrimentosum*). Und wie sie Cosimo gewonnen hatten, das zeigte sich im Jahre 1555, als Siena für Toscana erobert worden war. Der Kardinal Mendoza konnte damals die Jesuiten direkt als politisches Beschwichtigungsmittel in die annektierte Stadt berufen; Cosimo hätte dazu niemals seine Zustimmung gegeben, wenn er den Orden nicht als für seine Zwecke brauchbar erkannt hätte.

Die Geschichte von dem ersten Auftreten der Jesuiten in Florenz ist damit bis zum Todesjahre Loyolas (1556) geführt. Die Ordensleitung konnte damals mit Befriedigung auf ihr Werk zurückschauen. Standen auch die humanistisch erzogenen Männer der älteren Generation der Gesellschaft kühl gegenüber, so hatte sie doch bei den Frauen vielfach Eingang gefunden, und ihr Kolleg, das sich unausgesetzter Blüte erfreute, ließ sie hoffen, daß in der nächsten Generation Männer ihres Geistes in den führenden Stellungen zu finden sein würden.